

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

18.2.1923 (No. 7)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 7



18. Febr. 1923

Ulrich Bernays / Die Welt des Mittelalters und wir.

Eine in sich selbst genügsame Zeit oder eine solche großen eigenen Wirkens klammert sich nicht allzu viel um andere Zeiten. Die unruhige dagegen, die fühlt, daß das Alte vergangen ist, aber noch nicht die Kraft besitzt, aus diesem Gefühl heraus Neues, Dauerndes zu schaffen, die versenkt sich schon über in den Geist der Zeiten. Allerdings nicht in dem Sinne des Historismus, wie er namentlich in den achtziger Jahren blühte, sondern damit er ihr helfe in ihren eigenen Werten. So sieht sie denn einen solchen Zeitraum auch nicht nur an mit kalten historisch-kritischen Augen. Liebe und Schau soll sich bei der Betrachtung vereinigen, oder vielmehr: Liebe soll die Führerin sein, die hinführt zur Schau. So soll dann der betreffende Zeitabschnitt vor uns erscheinen nicht als „unverbindliches Gernein“, sondern als verwirklichte Maßgestalt.

Einen solchen Weg liebender Schau ist Paul Ludwig Landsberg in seinem Buche „Die Welt des Mittelalters und wir“ gegangen, das gerade jetzt in zweiter Auflage bei Friedrich Cohen in Bonn erscheint. (Erste Auflage 1922.) Das Buch ist Max Scheler, dem Lehrer Landsbergs, gewidmet und berührt sich vielerorts mit den von diesem Gelehrten in seinen zahlreichen Schriften vorgetragenen Gedanken. Daneben hat auch Husserls Phänomenologie auf Landsbergs philosophische Anschauungen eingewirkt. Erstausgibt ist bei der großen Jugend des Verfassers die Beherrschung des Quellenmaterials. Er kennt Augustin und Thomas nicht wie so Viele aus zweiter, sondern durchaus aus erster Hand.

Was erscheint nun Landsberg als kennzeichnend für die Welt des Mittelalters? In allererster Linie der Begriff des Ordo, der Ordnung. „In Ordnung, in Einklang und in Zahl, schuf Gott die Dinge allzumal, so sollen wir leben nach reinlichem Plan, dann wird über Vernunft schauendes Leben uns aufgetan.“ In diesen Worten des holländischen Mystikers Ruusbroec (um 1300) scheint für Landsberg der Wesensinhalt des Mittelalters am schärfsten und eindeutigsten ausgedrückt, darin, daß diese Auffassung mehr und mehr verloren ging, sieht er ein Kennzeichen der neuen Zeit.

Denn seiner Auffassung nach unterscheiden sich alle großen Bewegungen der Neuzeit, angefangen mit der Renaissance und Reformation bis hin zur Revolution, Romantik und zum Sozialismus grundlegend dadurch von der Welt des Mittelalters, daß ihnen nicht ein Zug „nach etwas hin“ gemeinsam ist, sondern „ein Zug von etwas weg“. Nicht in dem Positiven liegt ihre forttreibende und werbende Kraft, sondern in dem Negativen; sie wollen nicht so sehr etwas Neues schaffen, als vielmehr eine „Antiposition“ gegenüber einer „Position“ aufstellen. Auch in unseren Tagen noch hält Landsberg diese Art der Einstellung für gültig. Nur in Wenigem von unserer Zeit sieht er positive Schöpferkraft. So in der schulrevolutionären Bewegung Wynofens und „in unvergleichlicher Höhe über allem“ in der geistigen Bewegung, die von Stefan George bewahrt wird, dem Manne, der „Priester war und Prophet geworden ist“.

Diese Auffassung und Einschätzung des Mittelalters mag manchem auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen. Wir stehen noch alle sehr in den Anschauungen der Aufklärung, viel mehr als wir es gemeinhin selber wissen. Von der Aufklärung

haben wir auch das Schlagwort vom „finsternen Mittelalter“ übernommen, von ihr aus haben wir uns gewöhnt, die Wichtigkeit religiöser Stimmungen und Entwicklungen zu läugnen. Das merkt man selbst an so ausgezeichneten Werken wie denen von Jakob Burckhardt und Hermann Petzner. Nur der einzige Leopold von Ranke, hat hier, mit dem Tiefblick des Genies, das Richtige gesehen. Und sehen wir nicht mit den Augen der Aufklärung, so tun wir es mit denen der Romantik, und das Mittelalter ist für uns die „mondbelegante Zaubernacht“, wie sie aus den Versen Tiecks emporsteigt. Aber die Romantiker waren selber „Antiposition“, sie erhoben das Gefühl gegenüber dem Verstande und sahen nur das im Mittelalter, was ihrer eigenen zerfließenden, formlösenden Stimmung entgegenkam. Einen gab es freilich in ihrem Kreise, der sah den Geist des Mittelalters anders: Novalis. Wir besitzen von ihm einen Aufsatz „Europa oder die Christenheit“. (Er ist abgedruckt im zweiten Bande der Minoriten Ausgabe, auch als Einzelausgabe in der Inselbucherei.) Er wurde 1799 verfaßt und war fürs Athenäum bestimmt, auf Goethes Rat gelangte er damals nicht zum Abdruck. Landsbergs Auffassungen berühren sich vielfach mit den dort von Novalis oft mehr intuitiv erahnten als ganz klar formulierten Gedankengängen. Die Ausführungen des Novalis sind uns heute Beweis, wie schon damals tiefe Geister den Wandel der Zeiten fühlten.

Also das Wesen des Mittelalters ist Ordnung, Hingeeordnetsein zu etwas. Diese Auffassung ist dem Mittelalter nicht allein eigentümlich, die Pythagoräer, Plato, Plotin haben sie gelehrt. Das Mittelalter hat sie übernommen, aber vertieft dadurch, daß alles Hingeeordnet wurde auf den einen personalen Gott. Wirklich alles? Bildete der Mensch nicht eine furchtbare und erschütternde Ausnahme, verwandelte nicht er, beladen mit der Erbsünde, den Kosmos, der Gottes Macht und Herrlichkeit pries, in ein unendliches Chaos? Wen mußte nicht Verzweiflung erfassen, trat ihm dieser Gedanke greifbar deutlich vor die Seele. Aber hier nun zeigte sich erst die Liebe Gottes, nicht in unnahbarer Majestät, um seine Gewalt darzustellen, hat er durch ein „Decretum horribile“ schon vor der Welterschöpfung einen Teil der Menschheit zur Seligkeit, einen anderen zur Verdammnis bestimmt. Er ließ dem Menschen den freien Willen. Der in die Bande der Erbsünde verstrickte Mensch soll, nach des Heil. Augustinus Worten, „servire libera liter Deo“, er soll freiwillig Gott dienen, denn freiwilliger Gehorsam ehrt mehr als erzwungener, und freiwillige Liebe ist edler und größer als jede andere und Gott „bedarft Diener, deren Freiheit ihre Liebe und ihren Dienst iet, läßlich und wohlgefällig machen würde.“

So rundet sich das Chaos nun erst recht zum Kosmos. Und auch die Frage nach der Stellung des Individuums löst sich so. Nach Landsberg kennt das Mittelalter keine „großen Einsamen“ wie sie die neueren Zeiten durchschreiten. Man denke nur an Hölderlin, Nietzsche, Jakob Burckhardt, dessen Renaissance-theorie vielleicht von hier aus in einem neuen Lichte erscheint. Auch Dante gehört nicht zu ihnen. Darüber hat Stefan George schon das Abschließende gesagt: Ich nahm aus meinem Herd ein Scheit und Glies — so ward die Hölle, doch des vollen Feuers

bedurft ich zur Bestrahlung höchster Liebe und zur Verfündigung von Sonn und Stern. Sie alle, die Dichter und Philosophen des Mittelalters, Thomas nicht weniger wie Dante, fühlten sich ein- und zugeordnet in das eine große Ganze und so himmelstürmend ihre Phantasien, so subtil ihre philosophischen Spekulationen sein mochten, sie fühlten sich eins nicht nur mit den ihnen ebenbürtigen Geistern, sondern mit der ganzen Menschheit, als die ihnen freilich nur die galt und gelten konnte, die in diesen gleichen großen Kosmos geordnet war.

So gibt es streng genommen nichts Einzelnes. Alles tönt mit in dem einen großen Klang und Rhythmus. Die einzelnen Reiche sind nicht streng von einander geschieden. Erde und Himmel, Regfeuer und Hölle, die seligen Geister und die, welche noch der Pünierung harren, aber auch nicht minder die zu ewiger Qual verdamnten, Tote und Lebende, Menschen und Engel, sie alle bilden eben den großen Kosmos, und unmerklich fast verschleichen sich die Grenzen. Landsberg kommt hier auf sehr subtile Fragen, wie die vom Aufenhalt der ungetauft gestorbenen Kinder oder von der Berechtigung der Höllestrafen, er selber scheint mit seiner Behandlung nicht ganz zufrieden, und mancher seiner Leser wird ihm hier nicht folgen können. Aber hätten sollen wir uns, diese Dinge einfach als scholastischen Plunder zu verwerfen, es steckt mehr dahinter und Tieferes, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.

Aus dem Gefagten ergibt sich schon Landsbergs Stellung zur Mystik. Sie ist für ihn nicht der Höhepunkt des Mittelalters. Wie er auch die Benediktiner über Franziskus, den romanisch-gotischen Uebergangstil über die reine Gotik stellt. „Die heute nötigen Kulturheilande sehen wir in den Formbrüchern, nicht in den Formprägnern“, sagt er mit Gundolf. Er führt das herrliche Wort an aus der benediktinischen Liturgie: „laeti bibamus sobriam ebrietatem spiritus“, froh laßt uns trinken des Geistes nüchterne Trunkenheit, und weiß mit Recht auf die Gemeinsamkeit hin, die ein solches Wort mit Gedanken Hölderlins und Georges verbindet, die viele an diesen beiden „als das Paradox des Edelstums köhlichst“ ehren.

Wie kommt nun Landsberg zu einer solchen Auffassung des Mittelalters, werden gewiß manche Leser seines Buches und schon vielleicht dieser Zeilen fragen. Am letzten Grunde läßt sich das eindeutig nie feststellen, warum ein Mensch eine Zeit so und nicht anders wertet, warum er gerade das und nicht etwas anderes als das Kennzeichnende und Wesensmäßige an ihr erkennt. Aber bei Landsberg erscheint es mir doch möglich zu sein nachzuweisen, was ihn zu diesen Ansichten brachte, was ihn diesen Glauben zu lebenspendender Gewißheit werden ließ. Landsberg ist aus der Jugendbewegung hervorgegangen. Nur noch für ganz oberflächliche Leute ist diese heute, nichts weiter als eine unbefugte Annäherung unreifer grüner Jungen. Wir anderen wissen heute, daß sich in der Jugendbewegung zuerst, unreif gewiß oft und die Dämme durchbrechend, aber doch mit nachwandlerischer Sicherheit, aus dem Geist und nicht aus dem Verstande, aus dem Zwange einer ganz großen Not heraus geboren, schon manche Jahre vor dem Kriege und dem Zusammenbruch das Bewußtsein sich gebildet hatte, daß wir am Ende einer Zeit stehen, daß das Alte seinen Sinn verloren habe, daß das, was früher einmal sinnvolle Ordnung gewesen war, nun erstarrt sei zur „Gewohnheit“. Dieser Gewohnheit sagte man

Kampf an, man wählte die Antiposition, die Anarchie. Aber man begnügte sich nicht damit, man fühlte, das sei etwas „Negatives“. Was war nun das „Positive“? Das war das Gefühl der Gemeinschaft. Es ist das etwas ganz anderes als etwa das Gefühl, das uns dazu bringt, uns einem Verein anzuschließen. Es ist etwas durchaus Wertbetontes, ein sich zugeordnet fühlen zu etwas hin. Verwandt mit ihm ist vielleicht am ehesten das Solidaritätsgefühl, „das Sich mitverantwortlich fühlen für den anderen“, wie es Max Scheler an verschiedenen Stellen seiner Schriften gekennzeichnet hat und in dessen Fehlen er ein Hauptmerkmal unserer Zeit sieht. Von diesem Gemeinschaftsgefühl, das alle die bewegte, die die Jugendbewegung wirklich „erlebten“, für die sie nicht nur eine „Organisation“ war, wie andere Organisationen auch, war nun die Brücke leicht geschlagen zu der Auffassung des Mittelalters, wie sie in dem Landsbergschen Buche vorliegt. Sie wurde etwas wesensmäßig Bedingtes, etwa so wie man im Wandervogel das Volkslied wiederentdeckte, nicht wissenschaftlich, und wohl auch nicht einmal völkisch, sondern als den entsprechenden Ausdruck für jenes Körpergefühl, das von den besten Kennern der Bewegung als eines ihrer grundlegenden Elemente bezeichnet worden ist. Dieses Gemeinschaftsgefühl, dieses Wissen um Fug und Geheh, das ja auch Stefan George, Liebe, Verehrung und Verständnis gerade in den Kreisen der wahren Jugendbewegung gewonnen hat, man fand es nun in großartiger, fast kosmischer Weise verwirklicht in der Welt des Mittelalters, und da man aus dem „gefühlsmäßigen“ Stadium immer mehr heraustrat und eintrat in das „gehirnrichtete“, so fühlte man sich dieser Zeit nahe, man ergriff sie mit Liebe und Verständnis.

Will nun Landsberg einfach eine Erneuerung des Mittelalters? Durchaus nicht. „An sich selbst irre geworden“, so sagt er gegen Schluß seines Buches, „haut Europa nach allen Seiten sich um, bereit, sich in Fremdes heilsam zu fügen. Aber ihm tut nichts not, als der Orient seiner eigenen Vergangenheit. In Antike und Christentum hat der Orient Europa geschenkt, was es zum Leben brauchte, ein neues, drittes „Licht von Osten“, sei es russisch, sei es indisch, brauchen wir nicht. Aber die Geltung dieser beiden Völker, die erste Ordnung der Seelenkräfte ist zertrübt, ist umgestürzt durch „jenen europäischen Primat des Willens und der Praxis, an dem die Seele Europas sich wunder und immer wunder reibt.“

Wir sehen, hier sind neue Kräfte am Werk, Kräfte, die auf uraltem Gute fußend, dieses wieder erneuern möchten, nicht im Sinne des Historismus und der Romantik, sondern als triebhafter Reim zu einer neuen Erfassung des Sinnes und des Wertes des Lebens. Nicht alle werden den Weg, den Landsberg hier weist, zu gehen vermögen. Aber eines mögen sie sich klar machen. Es steckt mehr in den Blättern dieses Landsbergschen Buches als bloße Phantasterei und weltfremde Jugendlit. Ist es nicht bezeichnend und tröstend zugleich, daß gerade die Besten unter den Jungen aus den Nöten und Wirrnissen dieser Zeit sich retten wollen, nicht durch orientalistischen Fatalismus, auch nicht durch antipositionellen Anarchismus, sondern durch das Zurückgehen auf die Dinge, die einer Welt und den größten Geistern in ihr über ein Jahrtausend Ruhe und Ordnung, Zucht und Haltung gewährt haben. „Inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te.“ Unruhe erfüllt unser Herz, bis es Ruhe findet in Dir.

Gustav Kommel / Geschichtliches von der Pfingz und ihren Seitengewässern.

V.

Einige Jahre darnach (1775) sperrte sich die speyerische Regierung in Bruchsal wieder gegen eine Pfingzräumung, weil sie befürchtete, es möchte badischerseits Holz auf dem Fluß gestößt und dabei das speyerische Territorium beschädigt werden.

Die eigentliche Regelung des Abflusses des Weingartener und Grombacher Baches, sowie der Verbindungsgräben, war aber immer noch nicht erzielt. Erst im 19. Jahrhundert geschah dies durch den Bau des sog. Neuen Kanals bei Staffort und Büchenau, wozu teilweise der Unterlauf des Erbgrabens benötigt wurde.

Am Gießbach errichtete im Jahr 1775 die Gemeinde Gröbzingen ein Schöpfwerk (Wasserrad) mit Schwallung auf ihrer Kuhweide in den Lochwiesen. Dem Durlacher Magistrat behagte das nicht, weil er u. a. Ueberschwemmungsschaden für seine Gemarkung dadurch befürchtete. Seine „hyperbolisch übertriebenen Besorgnisse“ wurden aber zerstreut, als von den Gröbzingern ein besonderer Ableitungsgraben noch angelegt wurde. Dem Stadtrat von Durlach, dem das Schöpfwerk sogar anscheinend wohl gefiel, wurde von der Regierung bemerkt, daß er bei richtiger Anwendung Nutzen aus der Anlage für die benachbarten Durlacher Füllbruchwiesen ziehen könnte, jedoch Durlach „approbiere eben nicht gern etwas, was durch andere geschieht“. Als aber ein paar Jahre nachher (1779)

die Durlacher am Füllbruch ohne Rücksicht auf das anstößende Gröbzingen Wießenland einen Damm aufzuführen begannen für ihre Wässerungszwecke, wurde ihnen die Fortsetzung der Arbeit untersagt, weil die wenig freundnachbarliche Gesinnung dabei gar zu sehr hervortrat.

Bei Büchig und Stutensee verband man im Jahre 1777 den Alten Bach mit der Pfingz durch Gräben, um einen besseren Wasserumlauf zu erzielen, „weil die Stafforter Schlenze zu hoch lag und wegen der Friedrichstaler Mühle nicht tiefer gesetzt werden konnte.“ Im Anschluß daran mußte 1784 die Heglach vom Stafforter Wehr bis Friedrichstal vertieft und erweitert werden.

All diese Kulturarbeiten mit ihren Erfolgen waren 1778/82 Veranlassung, einen schon früher erwogenen, ausgedehnten Plan wieder aufzunehmen: die Austrocknung der ganzen unteren östlichen Hardt, überhaupt der Rheinebene, wo man etwa 7000 Morgen anbaufähiges Land („15 000 disponible Menschennahrungen“) gewinnen wollte. Die Kosten waren auf 150 000 fl. veranschlagt. Große Bauten von Gräben zwischen Pfingz und Altem Bach, Aquädukten bei Gröbzingen, Brückenbauten und Erweiterungen von Wehren waren beabsichtigt zur Trockenlegung des Landes und zur Abwendung der Hochwassergefahr.

Auch ein Verbindungskanal (dem heutigen Pfingzkanal ungefähr der Lage nach entsprechend, zwischen Pfingz, Richmondgraben und Altem Bach durch den Elmorgenbruch stand damals im Projekt.

Zahllose Gutachten und Gegenschriften, u. a. auch solche des bekannten badischen Ingenieurs Schwentl¹⁾ äußerten sich zu der Sache und schließlich war, wie der Rentkammerrat Enderlin, der Haupturheber und Beförderer des Plans sich ausdrückte, „Aber dieses Geschäft ein gordischer Knoten gelöst.“

Enderlin gab 1782²⁾ nochmals ein großes Gutachten über die „Berechnung des Nutzens und Kostens des Flußbaus an der Pfingz“ ab, ein interessantes Dokument zur Sache, aber auch des damaligen Kanzleistiles.

Ein Satz daraus soll hier wiedergegeben werden:

„Wie einer Predigt die Nutzenwendung, so pflegt staatswirtschaftlichen Betrachtungen ein Finanzsenkerlein zu folgen —; um also nicht gegen diese Gewohnheit zu sündigen, darf ich die dahin gehörigen Verhältnisse nicht mit Stillschweigen übergehen . . .“

Der groß angelegte Plan kam zwar damals nicht auf einmal zur Ausführung, er war, wie auch die Beurteilung der ganzen Sache nach Enderlins Meinung, „an sich nicht bloß mathematisch, sondern mehr cameralistisch“; doch wurde mit der Austrocknung der Sümpfe im Pfingzgebiet stetig fortgeschritten und namentlich gutes Weizenland gewonnen.

Auch die Kanalisierungsarbeiten der Pfingzgewässer wurden in den Jahren 1773—1791 weitergeführt und die Wasserläufe teilweise mit großen Kosten in gutem Stand gehalten. Die Hochwasser jener Zeit, besonders das von 1784, hatten vielen Schaden angerichtet und u. a. auch die für den Landstrafenverkehr so wichtige Miegelbrücke über die Heglach bei Staffort-Stutensee weggerissen.

Als besonders bemerkenswert für unser Pfingzgebiet sind außer den kulturfördernden Wasserbauten auch die Grabungen nach Marmor und Kohle in jener Zeit zu nennen. In Bergbauen hatte man im Schaftrich gegen Föhlingen einen kaffeebraunen Marmor mit weißen und gelben Flecken entdeckt, doch war der Stein nicht, eine Ausbeute lohnte sich nicht. Besser war der zu Söllingen am Berghäuter Wald (Schnide) gefundene gelbe Marmor mit schwarzen Flecken und ein roter Marmor, gelb gestreift, welcher allerhand Verwendung fand. Pfingzachsen trugen diese Steine talabwärts.

Nach Kohle wurde 1776 auf Durlacher und Wolfartsweierer Markung geschürft, man kam aber über den Versuch nicht hinaus.

Inzwischen war ein anderes wichtiges Werk in Angriff genommen und 1767 vollendet worden: der längst geplante Steinschiffkanal Gröbtingen—Durlach—Karlsruhe.

Die unmittelbare Veranlassung hierzu war die als notwendig sich erwiesene bessere Förderung der Bauartigkeit zu Karlsruhe. Der schon 1764 begonnene Schloßumbau war noch nicht vollendet, die Stadt selbst hatte des weiteren geplanten Ausbaus.

Durch den Steinschiffkanal sollten nun die Baumaterialien, namentlich Bausteine, leichter und schneller herbeigeführt werden. Im Jahr 1768 begann man mit den Arbeiten an der Pfingz und dem Ausgraben des neu abgeteichten Kanals. Brücken, Schleusen und Wehre wurden errichtet, wozu man neben Handwerkern und Tagelöhnern zu den Grabarbeiten hauptsächlich Soldaten, täglich in Kommandos von 50 Mann, verwendete. Den Anfang der Kanalisierung bildete eine Hauptklemme in der Pfingz beim Föhloch oberhalb der Gröbtinger Mühle, in der zwei Schiffe auf einmal auf- und abgelassen werden konnten. Die Mühle und der große Bogen der Pfingz im Dorfe, sowie das Stühnerlochwehr sollten umgangen werden, indem man den bei der Gröbtinger Kirchbrücke abweigenden Krehbach (Flohgraben) wieder wie früher (1699) als Kanal in Stand setzte. Bei seinem Ausfluß aus der Pfingz wurde ein Wehr errichtet und an seiner Einmündung eine kleine Schleuse gebaut, wozu die Abwendung der Pfingz nötig war.

Bei den Grabarbeiten an dem unteren Krehbach stieß man damals auf ein verfunkenes Schiff von 36—37 Schuh Länge und 7 Schuh Breite, das von den Steintransporten „zu Racines Zeiten“ (1699—1701) herührte. Die Kanalarbeiten an der Gröbtinger Pfingz und Krehbachstrecke, insbesondere die Fundamentierung der Schleusen, waren infolge des stark auftretenden Quellwassers recht schwierig. Als sich desselben einmal der Hofbaumeister Müller dem beim Bau anwesenden Markgrafen Karl Friedrich gegenüber beklagte und auf die Störun-

¹⁾ Schwentl zeichnete um diese Zeit auch die schöne Karte des Pfingzgebietes Durlach-Graben nach dem früheren Entwurf des schon genannten französischen Ingenieurs C. W. Paret. (Beide Karten bei der Direktion des Wasser- und Straßenbaus).

²⁾ In diesem Jahr erhielt Enderlin übrigens für seine Bemühungen und Verdienste um die Trockenlegung des Pfingzsumpfbereichs die goldene Ehrenmedaille. Enderlin starb 1803 zu Gröbtingen.

gen hinwies, meinte der Fürst, „das wäre doch kein Unglück; dadurch käme nur mehr Wasser zur Pfingz und das wäre ja gerade gut.“ Wegen des vielen zufließenden Quellwassers froren dann auch die Pfingz nie zu, während alle anderen Nachbargewässer Eis trugen.

Bei Durlach mußte die Brücke an der Obermühle neu hergestellt und verbreitert werden, um die Durchfahrt der Schiffe zu ermöglichen. Oberhalb der Brücke wurde am großen, steinernen Wehr eine neue Schleuse erbaut³⁾, desgleichen bei der Mittelmühle (mit Ueberfallwehr) und bei der Untermühle.⁴⁾

Der eigentliche Steinschiffkanal — der neue Landgraben —, wie er heute noch teilweise sichtbar ist, trat in der Nähe der Untermühle aus der Pfingz und zwar wurde für ihn ein besonderer Ausfluß geschaffen, etwas südlicher von dem des alten Pfingz-Landgrabens, in dessen Bett der Kanal aber alsbald einlief und es ein kurzes Stück bis zur Kreuzung mit der alten Landstraße hinlief. Die bisherige Brücke dort mußte abgebrochen und neu aufgeführt werden. Sie besteht gegenwärtig noch. Eine Schleusmühle wurde nachher daneben errichtet, die alte, weiter unterhalb gelegene, ging ein. Sie stand an der Vereinigung der Pfingz und des Mühlenbachs, am Ausfluß des alten Landgrabens, wo heute das ehemalige Abdeckerhaus steht.

Bei der Straßenbrücke ließ man den aus dem Stadtgraben und von der Fayencefabrik kommenden Glasurgraben⁵⁾ in den Schiffkanal einmünden, weiter südöstlich führte der Leitgraben feine von Aue herfließenden Wasser bei den sogenannten Hundshäusern⁶⁾ dem Kanal zu. An dieser Stelle bog der Schiffkanal nach Westen um; er wurde von da an in gerader Linie an Gottesau nördlich vorbei bis zum Durlacher Tor in Karlsruhe neu gebaut und östlich auch bis zum Wienleinstor in Durlach geführt. Der alte Landgraben diente nunmehr nur noch als Wassergraben. Eine Brücke, die wie alle Kanalbrücken, etwa 40 Schuh breit war, sowie eine Ausweiche für die Schiffe wurde nicht weit von den Hundshäusern errichtet.

Bei den drei Schlagbäumen, wo der 1739 angelegte Richmondgraben vom alten Land- (Wäberichs)graben abzweigte, wurde gleichfalls eine Brücke und ein Ausweichplatz erstellt, sowie zwei Schleusen mit zwei Torflügeln aufgeführt. Eine weitere Brücke mit Ausweiche und kleiner Schleuse baute man noch bei dem sogenannten Hopfengarten in der Nähe des Gottesauer Schlosses.

Seinen Ausfluß hatte der Steinschiffkanal beim Durlacher Tor in den von Rintheim herkommenden Schafgraben⁷⁾. Der Kanal wurde und hinter Klein-Karlsruhe am alten Friedhof vorbei bis zum Müppurrer Tor führte, wo er in den alten Landgraben einmündete. Der Anlegeplatz der Steinschiffe war zuerst am Durlacher Tor, nachher aber am Müppurrer Tor, das von jener Zeit an „Steintor“ hieß und wo die „Steinstrasse“ ihren Anfang nahm. Ein großer Holzlagerplatz befand sich unmittelbar bei der Landungsstelle.⁸⁾

Der Steinschiffkanal nach Karlsruhe hatte ursprünglich nur eine Breite von 1 Schuh. Im allgemeinen sollte aber der Kanal 2 Schuh breit sein. Nur beim Gottesauer Feld wurde er wegen des schlechten Bodens (Sandgruben beim ehemaligen Jägerhaus) mit Maschinen aus Weiden eingefast und in einer Breite von nur 1 1/4 Schuh gehalten.

Zu einer Probefahrt auf der fertigen Wasserstraße wurden zwei in Krielingen liegende Schiffe heraufgebracht.

Dem Kanal entlang führte ein 11 Schuh breiter Leinpfad. Gleichzeitig mit dem Steinschiffkanal wurde auch ein Teil der neuen 40 Schuh breiten Straße Karlsruhe—Durlach in Angriff genommen, die gradlinig auf der Nordseite des Kanals unmittelbar neben diesem herlief. Mit vier Reihen italienischer Pav-

¹⁾ Nach 20 Jahren wurde sie schon erneuert. Der Steinfeld trägt heute drei zeitlich verschiedene Inschriften:

„Renovirt D. H. V.meister Ch. F. Daler und V.meister C. K. Friedrich, den 17. July 1787.“

„Neu erbaut unter Bürgerstr. Wahrer und Stadtbau-meister Kuhn durch Werkmeister Altfelz. 1861.“

„Umgebaut 1920.“

²⁾ Von den beiden Schleusen stehen noch Mauerreste in der Pfingz.

³⁾ Schiffkanal und Glasurgraben sind an der Stelle noch gut erhalten.

⁴⁾ Verschwunden. Der Leitgraben besteht teilweise noch.

⁵⁾ Davon heute nur noch ein kleines Stück bei Rintheim in der Dohsenweide vorhanden. Der Schafgraben lief im Bett eines Urfloßes der Alb.

⁶⁾ Am Steintor mündete später (1801) auch der hauptsächlich der Holzflößerei dienende Alb-Kanal, der beim Augarten aus dem vom Müppurrer Schloß nach Gottesau zum alten Landgraben führenden „Alten Floßgraben“ abzweigte. Letzterer ist heute noch entlang der Wiesenstraße erhalten. — Auf der Alb wurde das Holz der entlegenen Langenwalder Waldungen schon früher herabgeflößt. 1745 erhielt der Bankier Samuel Burkard von Basel die Concession zum Holzflößen vom Baden-Baden-schen Markgrafen Louis.

pein befehl¹⁾, erregte diese Straße, einst Karl-Friedrichstraße geheißen, die allgemeine Bewunderung der Durchreisenden.

Die Schifffahrt auf dem Kanal setzte alsbald wegen der regen Bautätigkeit in Karlsruhe kräftig ein. Hauptächlich waren es die Steinschiffe, die den Kanal durchführten, aber auch die Holzflöße vom obern Pfingsttal her benützte diesen neuen Wasserweg. 1772 wurden zum Bau der großen Fasanengartenmauer alle Steine zu Schiff auf dem Kanal aus dem Pfingsttal herbeigeleitet.

Im Betrieb gab es anfangs mannigfache Schwierigkeiten. War zu oft vergaßen die Schifflente die vielen Stellfallen der Pfing und des Kanals zu schließen oder sie behandelten die Schleusen nicht richtig, so daß die Wasserverteilung unregelmäßig wurde.

Da der Kanal nicht besonders breit war, so wurden durch die Steintämme sowohl, wie durch das Holzflößen die Uferdämme häufig stark beschädigt, was fortwährende Ausbesserungsarbeiten nötig machte.

Zur Hebung und Verstärkung des Wasserstandes im Kanal bei wasserarmer Zeit wurden der Pfing alle benachbarten Bächelein und Quellen angeleitet, weitere Verbindungsgräben geschaffen, ältere, wie der Leitgraben von Aue her (1770), verlegt und ausgebaut.

Mit dem Erfolg der Steinschifffahrt nach Karlsruhe war man offenbar zufrieden, denn seit 1772 ließ man nach Blankenloch und weiter bis Graben gleichfalls Steinschiffe auf der Pfing laufen und errichtete dazu zu Friedrichstal bei der Mühle eine weitere neue Schleuse. An dem vorgelegenen Wehr zum Enten-

¹⁾ Schon 1771 kamen frevelhafte Beschädigungen dieser Bäume vor, worauf eine Warnung durch öffentlichen Anschlag und im „Karlsruher Wochenblatt“ erfolgte.

Eine Belohnung von 50 fl. wurde dem Anzeiger eines Baumstüblers versprochen.

fanggräben mußte der mittlere Pfosten herausgenommen werden, damit die Schiffe durchpassieren konnten. Die Folge davon aber war, daß diese Schleuse zusammenfiel und 1776 neu gebaut werden mußte.

Weniger zufrieden als die Regierung waren mit dieser Schifffahrt die Gemeinde Blankenloch und die drei Durlacher Müller. Erstere hatte nicht nur einen kostspieligen Wasserbau bei ihrer Mühle errichten müssen, sondern sollten ohnedies noch einen Beitrag von 382 fl. in die Schiffkanalkasse leisten. Dagegen wehrten sich die Blankenlocher mit der Begründung, daß der Kanal, überhaupt die Schifffahrt, ihrer Mühle nur geschadet hätte. Die Sache wurde später verglichen.

Die Durlacher Müller aber beklagten sich, daß sie wegen des Steinschiffverkehrs hunderttausend nicht mahlen könnten, die vielen Stellfallen brächten ihnen Wassermangel, außerdem würden die Schifflente mit ihren Stacheln die Mühlkanalstämme beschädigen.

Das Verhältnis zwischen Schifflenten und Müllern wurde schließlich höchst feindselig. 1779 führte der herrschaftliche Schiffmann Franz Say Klage darüber, daß er beim Passieren der Mühlen in Durlach mit seinem Steinschiff von den Müllern beschimpft wurde. Als dann die Müller Gegenklage gegen Say wegen Grobheit erhoben, suchte man regierungsfertig die Sache so zu schlichten, daß man den drei Müllern den Vorschlag machte, den Steintransport zu Schiff aus dem Gröbinger Steinbruch akkordmäßig selbst zu übernehmen. Die Müller waren zwar anfangs damit einverstanden, sie zogen sich aber nachher von dem in Aussicht gestellten Vertrag zurück.

Ein Steinschiff hatte gewöhnlich 1½ Klafter Steine geladen, wenn gutes Wasser war. Es fuhren dann täglich zwei bis vier Schiffe auf dem Kanal. Bei kleinerem Wasser wurde die Fahrt ausgeleitet; im Notfall aber liefen Schiffe mit nur ¼ Klafter geladen.

Karl Förger / Anekdoten aus dem Kinzigtal.

Das dritte Bett.

Während einer Wallfahrt um die Mitte des 17. Jahrhunderts wollte der Offenburger Rechtsgelehrte Walter Nehlin mit seiner jungen Frau Marie-Susanne und seinem Freund Titus Wiegand in Zell übernachten. Bei der Nachfrage stellte sich heraus, daß alle Gasthäuser überfüllt waren. War in einer abseits gelegenen Wirtschaft stand noch ein Zimmer mit drei Betten frei.

Walter Nehlin war des Suchens müde und ging in seiner bedenkenlosen Art sogleich auf den Vorschlag des Wirtes ein: „Nun denn! So schläft Freund Titus eben bei uns!“

„Walter!“ rief Frau Marie-Susanne, und ein Blutstrom färbte ihre Wangen.

Auch Titus Wiegand wollte Einspruch erheben, aber weder er noch Frau Marie-Susanne fanden das klärende Wort. So nächtigten die drei Wallfahrer in einem Zimmer.

Am folgenden Morgen war Marie-Susanne wortfarg und verärgert. Sie wies eigenwillig jede Gesellschaft, und so oft sie auf ihren Gängen einem Manne begegnete, stieg ihr eine heiße Welle zum Gesicht.

Ihr Eheherr schenkte zunächst dem seltsamen Benehmen keine Beachtung. Als jedoch nach der Rückkehr nach Offenburg Marie-Susannens merkwürdiger Zustand keine Aenderung zeigte, besuchte er mit ihr seine ärztlichen Freunde zu Strassburg. Trotz aller Bereitwilligkeit wurde er dort mit einem hilflosen Aehelzuden entlassen.

Eine Wanderung durch den sommerlichen Schwarzwald brachte nur vorübergehende Besserung. Mit Beginn der grauen Herbsttage verfiel Frau Marie-Susanne erneut in ihr schweigesames Tagverdümmern. An einem nebeldunklen Septembermorgen zog ein Fieber ihren leblosen Körper aus einem Seitenwasser der Kinzia. Keine Aufzeichnung hinterließ eine Deutung, aus welcher die seltsame Umwandlung dieses Frauengemits hätte erklärt werden können.

Auf der Kornebene.

Wer heute auf die Kornebene bei Gengenbach steigt, findet dort einen Umkreis hoher Föhren, in deren Gehög zwei Brunnlein plätschern. Man blickt erstaunt umher und wundert sich, woher diese Pflanzhöhe den Namen Kornebene erhielt.

Noch zum Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte auf jenem Gebiet ein Geschlecht stolzer Kornburen. Ihre Roggenfelder dehnten sich auf lange Strecken talwärts und bergwärts. Wenn alljährlich in den Hochsommermonaten die vollbeladenen Garbenwagen in die Scheunen fuhren und die Dufaten in den Hofentaschen kimperten, wurden die Kornburen üppig. Sie zogen im Sonntagstaat tolos in die Gengenbacher Wirtschaften und ließen die Doppeltiter in langen Reihen auftragen. Dann geschah es oft, daß sie tagelang in der gleichen Stube zechten und

daß die Wirtin am Donnerstag das frische Vorhemd für den nächsten Sonntagsgottesdienst oder für den Kräutertag an den Weintisch brachte.

Auf die Dauer ertrugen die Kornhöfe solche Belastung nicht. Zunächst holte der Gengenbacher Notar manchen fetten Stier zur Begleichung der Trunkschulden aus den Ställen. Mit der Zeit wanderten auch die schweren Eichemöbel und die Leinwandrollen der Kornbürinnen verpfändet ins Tal. Die Fester verwahrlosten, und die junge Saat erstickte im Unkraut. Der Wald stand auf und drückte die Aeder enger gegen die Häuser. Gatten einst die Bäter über eine Schar von Knechten und Mägden geordnet, so mahlten die Enkel selbst tagelöhnern.

Als die Kornhöfe bis auf die Grundmauern an fremde Mäcker verdrrieben waren, übernahm sie der Staat. Doch wenig Pächter meldeten sich zur Aufbesserung der verödeten Wirtschaft. Schließlich wurden die Gebäude abgebrochen. Der Wald wucherte über ihre zerbröckelten Reste, und heute kündigt nur noch der Name Kornebene, daß einst auf jener Höhe reiche Höfe und gutbestellte Felder lagen.

Russische Feinschmeyer.

Im harten Kriegswinter 1813 kamen russische Truppen in den „Pflug“ des damals völlig ausgehungerten Dörfleins Unter-Entersbach und verlangten zu essen. Vergewens bedauerte die Pflugwirtin, welche allein im Hause war, daß sie weder Fleisch noch Mehl oder Kartoffeln habe. Die Russen wurden trotz aller Vorstellungen immer zudringlicher. Zuletzt legte ihr Anführer den blanken Säbel auf den Tisch und bedeutete durch allerlei Gesten, daß Blut fließen werde, wenn nicht in kurzer Zeit eine Mahlzeit herbeigeschafft würde. In ratloser Not durchsuchte die Wirtin alle Räume des Hauses und geriet schließlich auf den Speicher, wo sie ein Paar Rohrstiefel ihres verstorbenen Mannes fand. Nach kurzer Ueberlegung nahm sie das Oberleder des einen Stiefels und zerschnitt es in feine Würfel. Die Lederstückchen wurden in eine Pfanne gelegt, mit brauner Brühe übergossen und dampfend der russischen Horde vorgefetzt.

Mit angstvoller Spannung erwartete die Wirtin die Wirkung des sonderbaren Gerichts auf die hungrige Tischgesellschaft. Wie erstaunte sie aber, als sie durch den Türspalt spähte, und als einer der Soldaten eine zweite Pfanne mit der gleichen Speise forderte. Der andere Stiefel wurde bereitwillig auf selbe Art zubereitet. Als die Gäste aufstanden, gab ihr Anführer zu verstehen, daß er auf dem Rückmarsch wieder im „Pflug“ zu Unter-Entersbach ankehren werde. Der Verlauf des Feldzugs hat ihn an der Ausführung seines Planes gehindert. Jedenfalls zeigt dieser Vorgang, daß auch ein altes Stiefelpaar einen gewissen Wert besitzt, und daß die menschliche Lebensbahn oft von kleinen Dingen abhängt.